

Reihe
Historische Soziologie

Man kann Baden als eine Stadt der unscheinbaren Tradition bezeichnen. Man war Kaiserstadt, begnügte sich aber mit einer bescheideneren Rolle als die berühmten Bäder in Böhmen. Man war „Sommerfrische“, aber jene mondäne Rolle wie eben Bad Ischl oder Marienbad spielte Baden nie.

Baden zeigte in seiner gesamten Geschichte ein merkwürdig zwiespältiges Verhältnis zu Habsburg. Dieses Buch beleuchtet einerseits die spannungsgeladene Beziehung zwischen dem Herrscherhaus und Baden und andererseits einen, daraus entstehenden Aspekt dieser Beziehung: Dem Krieg.

Gerhard Berka lebt und in Mödling und arbeitet in den Forschungsfeldern historische Soziologie und Innovationsforschung. In MyMorawa ist außerdem erschienen: *Südostasien im Umbruch. Eine Reise durch die Vergangenheit und Gegenwart einer Weltregion.*

Baden unter Habsburgs Herrschaft

**Eine kurze, wenn auch „kriegerische“ Geschichte Badens
von 1420 bis 1918**

© 2022 Gerhard Berka

Druck und Vertrieb im Auftrag Gerhard Berka: Buchschmiede von Dataform
Media GmbH, Wien
www.buchschmiede.at

ISBN:
978-3-99139-003-9



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und Gerhard Berka unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

INHALTSVERZEICHNIS

Vorrede	7
1. Über die Kunst, Stadtgeschichte zu schreiben	9
2. Der Kampf um Macht und Krone: Friedrich III und Matthias Corvinus 1470 – 1490	
2.1. Baden um 1420	14
2.2. Die Ungarnkriege	19
2.3. Die Erhebung zur Stadt	23
2.4. Krieg und Flucht	27
2.5. Resümee: Baden um 1500	30
3. Der Halbmond und das Reich I: Die Türkenkriege von 1529 und 1532	
3.1. Die politische Konstellation zu Beginn des 16. Jahrhunderts	32
3.2. Der Krieg von 1529	33
3.3. Der Krieg von 1532	36
3.4. Der Staat im frühen 16. Jahrhundert	38
3.5. Baden in der ersten Hälfte des 16. Jahrhundert	40
3.6. Reformen und Reformation in Baden	43
4. Der Halbmond und das Reich II: Der Türkenkrieg von 1689	
4.1. Politik und Wirtschaft im 17. Jahrhundert	49
4.2. Baden im 17. Jahrhundert	51
4.3. Der Krieg von 1683	54
4.4. Die Kriegsfolgen für Baden und der Wiederaufbau	62
4.5. Die letzte Kriegsgefahr: Der Kuruzzenkrieg	65
5. Die Napoleonischen Kriege	
5.1. Politik und Wirtschaft um 1800	68
5.2. Baden im 18. Jahrhundert	70
5.3. Der Krieg von 1805	77
5.4. Der Krieg von 1809	83
5.5. Die Napoleonische Zeit Badens: Ein Rückblick	87
5.6. Baden im Biedermeier	91

6. Der erste Weltkrieg	
6.1. Politik und Wirtschaft um 1900	91
6.2. Die Gesellschaft Badens	101
6.3. Kriegsbegeisterung	104
6.4. Das „Allerhöchste Hoflager“	108
6.5. Exkurs. Das Kaiserhaus in Baden	112
6.6. Abenddämmerung des Reiches und die Zeichen einer neuen Zeit	113
Rückschau	117
Literaturverzeichnis	125

Vorrede

*„Die Geschichte wird erfunden:
Täglich neuentdeckt, wieder belebt,
uminterpretiert nach jeweiligem Bedürfnis der Weltkonstruktion“
Egon Friedell*

Bevor dieses Buch beginnt, möchte ich an dieser Stelle erwähnen, dass der Text eine umgearbeitete und erweiterte Wiederauflage meines Buches aus dem Jahr 2011 darstellt. Es erschien damals unter dem Titel „Der Feind vor den Toren“ im Selbstverlag. Das bedeutete, der Käuferkreis hielt sich in Grenzen. Es erscheint mir deshalb als notwendig, diesen Text im neuen Gewand und Titel, gleichsam aufgefrischt dem werten Publikum neuerlich vorzulegen. Falls ein Leser die ältere Ausgabe bereits besitzt, bitte ich hiermit um Verzeihung. Lassen Sie mich wieder beginnen.

*

Der 16. Juli des Jahres 2011 ist ein heißer Tag. In der Innenstadt Wiens stöhnen die vielen Uniformierten in ihren Kostümen und der Schweiß durchtränkt ihre Uniformen. Es gäbe angenehmere Orte und luftigere Kleidung für sie, aber die Pflicht führt sie an diesem Tag an diesem heißen Ort. Es gilt, dem Sohn des letzten Kaisers von Österreich und Königs von Ungarn, Erzherzog Otto von Habsburg-Lothringen, Erbprinz von Österreich und Ungarn und seiner Frau das letzte Geleit zu ihrer letzten Ruhestätte zu geben. Mit dem berühmten Eingangszeremoniell am Eingang der Kapuzinergruft geht eine lange Geschichte Habsburgs und Österreichs zu Ende. In Baden selbst, eine Stadt, die die Habsburg-Tradition mehr oder weniger geschickt touristisch nutzt, bemerkt man hingegen kaum etwas von diesem Spektakel, man widmet sich einem anderen Spektakel, dem großen Stadtevent „Baden in Weiß“. Habsburg scheint im modernen Baden keine Rolle mehr zu spielen (abgesehen von der Verwertung als Fremdenverkehrselement und selbst das nicht intensiv), und doch findet man Spuren einer habsburgischen Traditionspflege in der Stadt. In der ehemaligen Hofkirche des Herrscherhauses in Baden, der Frauenkirche, hält der Rektor noch heute regelmäßig Seelenmessen für den letzten Kaiser Karl I und sucht sein Andenken aufrecht zu halten. Betritt man die Kirche, wird man an der rechten Seite ein Gemälde Kaiser Karls an der Wand finden, versehen mit einer Gedenktafel in Bronze.

Die Stadt selbst zeigte in seiner gesamten Geschichte ein merkwürdig zwiespältiges Verhältnis zu Habsburg. Der Sommersitz der Habsburger auf Hauptplatz 17, „Kaiserhaus“ genannt, fand erst spät (und zwar 2009!) seine

Aufmerksamkeit als schützens- und nutzenswertes Objekt in den Augen der Stadtoberen. Man verwandelte es in ein Museum, wobei das Kaffeehaus im Erdgeschoss wohl mehr Kundenfrequenz generiert.

Man kann Baden als eine Stadt der unscheinbaren Tradition bezeichnen. Man war Kaiserstadt, begnügte sich aber mit einer bescheideneren Rolle als die berühmten Bäder in Böhmen. Man war „Sommerfrische“, aber jene mondäne Rolle wie eben Bad Ischl oder Marienbad spielte Baden nie. Man begnügte sich mit der Rolle als beliebte Sommerfrische der Wiener. Selbst den kurzen Moment, wo Baden die Bühne der Weltgeschichte betrat, der Moment, als es der Sitz des k.u.k. Oberkommandos und des Kaiser wurde (vom 1916 bis 1918), verdankte es der Nähe zu Wien.

Und doch war das Schicksal der Stadt untrennbar mit dem Schicksal der Habsburger verbunden. Mit ihnen entstand die Stadt, formte sich die städtische „Community“ und gewann sein städtisches Profil. Mit dem Abgang der Habsburger verlor die Stadt ein Element seiner Identität, das die Badener zu einem Überdenken der Identität der Stadt in der neuen Zeit zwang.

Dieses Buch beleuchtet einerseits die spannungsgeladene Beziehung zwischen dem Herrscherhaus und Baden und andererseits einen, daraus entstehenden Aspekt dieser Beziehung: Dem Krieg.

Auch wenn in der Geschichte der Slogan geboren wurde: „Kriege mögen andere führen, du glückliches Österreich heirate“, führten die Habsburger genau so oft Krieg wie sie heirateten. Die besondere Beziehung zu den Habsburgern brachte dadurch der Stadt nicht nur den Aufstieg zur Kurstadt, sie brachte auch Zerstörung und Leid. Beides formte die Stadt und das Bild, das heute Baden darstellt. Man sollte diesen Teil der Geschichte nicht vergessen. Mein Ansinnen ist es, dieser besonderen Beziehung nachzuspüren. Dieses Ansinnen beruht auf einer einmaligen Verbundenheit mit dem Thema: Im gewissen Sinn kann ich als Autor und lange in Baden Lebender behaupten, der letzte Bewohner des Kaiserhauses zu sein (sofern es die Repräsentationsräume betrifft). Wieviele Badener können von sich behaupten, dass ihre Wohnung von der Stadt in ein Museum verwandelt wurde? Das bildete den Anstoß, sich mit der Geschichte des Hauses zu beschäftigen und in weiterer Folge mit der Geschichte der Stadt. Die Dynamik dieses Prozesses führte zu diesem Buch.

1. Über die Kunst, eine Stadtgeschichte zu schreiben

*„Geschichtsschreibung ist
Philosophie des Geschehenen.“
Egon Friedell*

Dieses Kapitel beginnt mit einer Warnung. Der Autor möchte darauf hinweisen, das in diesem Kapitel Fragestellungen behandelt werden, die sich vornehmlich an den historischen Professionisten wenden. Dem werten Leser steht es frei, dieses Kapitel zu überspringen und mit dem Kapitel Zwei beginnen, ohne irgendwelche Beeinträchtigungen im Lesevergnügen in Kauf nehmen zu müssen. Etwaige Regressforderungen bezüglich eventueller Rückerstattung des Kaufpreises können deshalb nicht akzeptiert werden.

*

Genug der Warnungen: Der Wunsch über die Geschichte einer Stadt zu schreiben, stellt eine große Herausforderung dar. Immerhin gilt es, einen Zeitraum von fast 600 Jahren zu überblicken, mit allen Problemen und Einschränkungen, mit denen ein Historiker zu kämpfen hat. Trotzdem erscheint es am einfachsten, den Zugang als professioneller Forscher zu suchen, der sich mit diesem Werk an seine forschenden Kollegen und Kolleginnen wendet, auch wenn es im weiteren Sinne für das breite Publikum gedacht ist. Die Professionalität des historischen Handwerkers schafft die notwendige Distanz zum Thema, doch die Ortsansässigkeit und die (hoffentlich) gute Kenntnis der lokalen Gegebenheiten schafft wiederum emotionale Bindung.

Nichtsdestotrotz soll dieser Versuch gewagt werden, einen wichtigen Aspekt der Badener Stadtgeschichte unter die Lupe zu nehmen, ohne „klassische“ Heimatforschung zu betreiben. Das soll nicht heißen, dass die Heimatforschung per se nur geringen Wert besitzt. Zu lange hat die historische Zunft diese Ecke der Lokalgeschichte gering geschätzt und die emsige Grundlagenarbeit vieler Hobbyhistoriker kaum beachtet. Allzuleicht wird der Heimatforscher als Dilettant abgetan, als „Erforscher der Geschichte der örtlichen Pestsäule und bei jeden Vereinsjubiläum in Erscheinung tretender Publizist“, dem „der biedere Stallgeruch der dilettierenden Heimatkunde, vermischt mit überschäumenden Lokalpatriotismus“ anhängt (Hanisch, zit. In Langthaler, 2003, S. 10). Die Gründe, die einen Menschen Heimatforschung betreiben lassen (nämlich die Begeisterung für die heimatliche Umgebung), werden paradoxerweise gegen ihn gewendet.

In der Regel beginnt ein angehender Heimatforscher seine Karriere mit dem Interesse an jenem kleinen und überschaubaren Raum (dem Heimatraum), in dem er lebt. Die Ergebnisse seiner Recherchen finden üblicherweise in diesem Raum bei den Menschen, die dort leben, Aufmerksamkeit. Durch sie gewinnt er auch Anerkennung und die Motivation, weiter zu forschen. Er fügt Steinchen auf Steinchen an lokalen Fakten, die ihm letzten Endes einen Platz in künftigen Heimatbüchern sichern. Der typische Heimatforscher findet sich aus Begeisterung in seine Rolle, selten verfügt er über eine auch nur annähernd einschlägige Ausbildung. Schon gar nicht gelüstet es ihn nach Anerkennung durch die wissenschaftliche Welt, seine eigene genügt ihm.

Allerdings gibt es bereits Bemühungen, die Heimatforschung vom Odium des Dilettantismus zu befreien. Das Niederösterreichische Landesarchiv ist beispielsweise seit Jahren bestrebt, durch Kursangebote und Handbüchern die Professionalisierung der Heimatforschung voran zu treiben (in Zeiten des Internets ein notwendiger Schritt). Ein Programm ist auf der Homepage des Landesarchivs zu finden. Auf diese Weise kann der angehende oder aktive Heimatforscher Know-How erwerben, um mehr persönlichen und allgemeinen Gewinn aus seinem Hobby zu erhalten.

*

Die historische Zunft ist sich diesem Dualismus zwischen Amateurforschung und professioneller Forschung durchaus bewusst. Hier setzten namhafte Historiker den Schritt in ein neues historisches Fachgebiet, das sich in den letzten Jahrzehnten konstituierte: Die Mikrogeschichte. Trotz der Jugend des Fachgebiets begann schon in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine grundlegende Diskussion über das Verhältnis von „großer“ Geschichte (Makrogeschichte) und „kleiner“ Geschichte (Mikrogeschichte) (Schlumbohm 2000). Siegfried Krakauer sah Geschichte (so wie sie zu seiner Zeit betrieben wurde) als Abstraktionsebene von historischen Prozessen, die analytisch erfasst werden können, sich aber nicht immer als historisches Faktum fassen lassen. Bei jeder Abstraktion muss die Mikrogeschichte mit gedacht werden, ansonsten verliert sich die Makrogeschichte in Spekulation. Es sollte sich der Historiker bewusst sein, das Makrogeschichte gleich einem Puzzle von vielen kleinen Ereignissen konstituiert wird.

In der Schule der Annales bildete diese Erkenntnis eine Selbstverständlichkeit. Braudel verwendet den Begriff der „Micro-Histoire“ durchaus im Gegensatz und als Ergänzung zur „Longue Duree“. Er spricht von Staubkörnern der Geschichte „mikrohistorische Elemente ... kleine, an sich belanglose Fakten, die jedoch durch endlose Wiederholung und Verkettung als Realität in Erscheinung treten. Wobei hinter jeder dieser Realitäten tausend gleichartige

stehen, die sich durch stumme Zeiträume ziehen und auf diese Weise Dauer erlangen.“ (Braudel, 1985, S. 615f).

Der Durchbruch des neuen Fachgebiets erfolgte in den Siebzigern durch die Grundlagenarbeiten von Ginsburg und Ponti in Italien, bzw. durch Le Roy Ladurie in Frankreich: „Den Beobachtungsmaßstab zu verkleinern, bedeutete in diesem Falle, in ein ganzes Buch zu verwandeln, was für andere Historiker ... eine einfache Fußnote abgegeben hätte. (Ginsburg, Mikro-Historie, S. 181)

Diesen Anspruch kann Le Roy Ladurie in hervorragender Weise umsetzen. Es gelingt ihm beispielsweise auf 364 Seiten die Ereignisse einer Zeitspanne von 14 Tagen (!) in einem französischen Landstädtchen nachzuzeichnen und in einen makrohistorischen Zusammenhang zu stellen (LeRoyLadurie, 1989). Die erkenntnistheoretische Qualität der Mikrogeschichte liegt in der Verlagerung des Erkenntnisinteresses von einer abstrakten Ebene auf eine konkrete, fokussierte Fragestellung: „Durch die Konzentration auf ein begrenztes Beobachtungsfeld (wird) für historische Rekonstruktionen und Interpretationen, seien es ein Dorf, ein Stadtteil, eine soziale Gruppe oder auch ein oder mehrere Individuen, eine qualitative Erweiterung der historischen Erkenntnismöglichkeiten erreicht.“ (Medick, Hans: Mikro-Historie, 44)

In den letzten beiden Jahrzehnten erreichte die Mikrogeschichte ihren Durchbruch in der historischen Forschung, allerdings nicht unter dem Label „Mikrogeschichte“. Mikrogeschichtliche Themen finden sich unter der Bezeichnung Lokalgeschichte, Heimatgeschichte, Ortsgeschichte oder Regionalgeschichte. Oft taucht die Mikrogeschichte als Detailstudie in den etablierten Teilfächern der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte auf. Eine Ausformung eines eigenen historischen Faches „Mikrogeschichte“ fand jedoch nie statt. Im Endeffekt wird die Vorrangigkeit der Makrogeschichte nicht bezweifelt, Aber Mikrogeschichte darf nur aus dem Blickwinkel der Makrogeschichte gesehen werden, um Wissenschaft zu sein. Es soll heißen, dass im Sinne Malinas die „Enge“ des Lokalen der Weite der übergeordneten „größeren“ Zusammenhänge gegenüber gestellt werden müssen: „Nur wenn der gesamte Kontext des regionalen, sozialen und ökonomischen Milieus im Zusammenhang mit politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen berücksichtigt wird, sind strukturelle Veränderungen zu erfassen.“ (Malina, 1986)

Jürgen Hannig schlägt deshalb zwei Kriterien zur Relevanz von lokalgeschichtlichen Themen vor. Einerseits müssen regionalgeschichtliche Themen geeignet sein, möglichst vielfältige Kategorien, Strukturen, Phänomene, Prozesse und Entwicklungen im lokalen Beispiel nachvollziehbar zu machen. Andererseits ist Geschichte auch eine Geschichte der „verpassten

Chancen“, der „überrollten und abgebrochenen Entwicklungen, von regionalen Sonderentwicklungen, die man als alternative Modelle interpretieren kann, denen es nicht gelungen ist, sich auf der Ebene der allgemeinen Geschichte durchzustehen.“ (Hannig, 1984, 2,137)

*

Dieses Ziel hat sich der Autor dieses Büchleins gesetzt. Der historisch beflissene Leser und Leserin mag mir verzeihen, wenn die historischen Details nicht unbedingt die Genauigkeit der historischen Zunft erreicht, aber die Perspektive ist die des Sozialwissenschaftlers, der in die Historie hineinschnuppert und nicht die des Historikers, der sozialwissenschaftlich dilettiert.

Trotzdem sollten einige Bemerkungen zu den empirischen Quellen nicht fehlen. Der Historiker ist gezwungen, mit einer höchst unvollständigen Datenbasis zu arbeiten. Er muss seine Arbeit auf Dokumente, Papiere und weit verstreute Hinweise aufbauen, die mehr oder minder zufällig bis in die heutige Zeit überlebten. Für einen Sozialwissenschaftler ist es ungewohnt, mit einer solchen unvollständigen Datenbasis zu arbeiten. Können sich die historischen Soziologen, die auf der Ebene der „großen“ Geschichte arbeiten, mit generalisierenden Statistiken und Datenmaterial „retten“, bleibt auf der Ebene der „kleinen“ Geschichte nichts anderes übrig, auf Rückschlüsse und fundierter Vermutung zurückzugreifen. Dieses Los trägt er gemeinsam mit dem Lokalhistoriker, der sich öfter als ihm lieb ist, in die „Imagination“ retten muss. In diesem Sinne beziehe ich mich als Datenbasis grundsätzlich auf Analysen, Monographien und Quellenarbeiten von Historikern und Historikerinnen (in der Fachsprache „Sekundäranalyse“ genannt). Die Ausnahme bildet die Ära von 1850 bis 1919, wo intensiv auf die lokale Presse als Quelle zurück gegriffen wird. In der Lokalpresse werden Meldung und Bericht als Kommentar oder Meinung wieder gegeben. Die Kommunikationswissenschaft spricht deshalb von einer „kommunale Öffentlichkeit“ (Malina S. 75). Generell muss man als Sozialwissenschaftler im historischen Forschungsfeld methodisch großzügig vorgehen und oft auf die eigene Intuition vertrauen.

*

Genug der wissenschaftlichen Theorie, falls den geeigneten Leser Schwindelgefühle erfassen, kann er das erste Kapitel beruhigt seiner Nichtbeachtung anheim fallen lassen. Die Werkzeuge sind beschrieben und bereit gestellt. Jetzt gilt es, ans Werk zu gehen. Das Ziel, gleichsam der rote Faden, ist es, zu zeigen, wie der Krieg und der Staat Baden als Stadt schuf und bis heute die Stadt als „Community“, vom Bild der Stadt bis zum Denken und Wahrnehmen der Stadtbürger, beeinflusst werden.

Der Anspruch ist hoch, man muss die Vergangenheit als komplexe und konkrete Wirklichkeit verstehen, um zu einem besseren Verständnis der Gegenwart zu gelangen (Mikl-Horke, 1994). Ein Paradoxon, denn wie kann man Vergangenheit als Wirklichkeit sehen? Hier wird die imaginäre Kraft des Leser gefordert, der sich aus dem Wenigen, das der Autor ihm präsentiert, ein Bild einer längst vergangenen Wirklichkeit formen und einen Eindruck gewinnen muss. Ein Abenteuer gewiss, aber eines, das sich lohnt.

2. Der Kampf um Macht und Krone:

Friedrich III und Matthias Corvinus 1470 – 1490

2.1. Baden um 1420

Das 15. Jahrhundert – ein Jahrhundert des Übergangs. Das Mittelalter neigte sich seinem Ende zu, der große niederländische Historiker Johan Huizinga wird vom „Herbst des Mittelalters“ sprechen. Das kleine Österreich (das heutige Nieder- und Oberösterreich mit Wien und der Steiermark) befand sich im Besitz des Hauses Habsburg, die „große“ Politik in der Donauregion wurde aber von Sigismund, dem Letzten aus dem Haus Luxemburg geprägt. Er vereinigte in seiner Person nicht nur die Kaiserwürde des „heiligen Römischen Reiches“, sondern auch die Kronen Böhmens und Ungarns. Mit dieser Machtfülle schuf er eine Idee, die 500 Jahre als politische Leitlinie fortwirken sollte: Die Einigung des Donauraumes. Noch stand diese Idee auf wackeligen Beinen, denn seine Kinderlosigkeit ließ eher ein rasches Erlöschen dieser Idee erwarten. Doch mit einem einzigen Akt sollte diese Idee ihn überleben und geschichtsbildende Kraft annehmen: Er setzte seinen Schwiegersohn, Albrecht VI von Habsburg als Erbe ein.

Diese dynastischen Verwicklungen besaßen für die Badener des beginnenden 15. Jahrhunderts kaum mehr Bedeutung wie für alle anderen Bürger, Handwerker und Bauern in Niederösterreich, wäre da nicht ein unscheinbares, aber historisch gesehen entscheidendes Detail: Am 9. März 1420 verkaufte Niklas von Sebeck die Burg und Herrschaft Baden an Herzog Albrecht V um die recht bedeutende Summe von 1470 Pfund Wiener Pfennige. Mit diesem Schritt verband sich das Schicksal des Ortes mit dem Schicksal des Hauses Habsburg. Doch für die Badener änderte sich vorderhand nicht viel, außer dass sie es nunmehr mit einem habsburgischen „Pfleger“ (Verwalter) und nicht mehr mit dem Grundherren ad personam zu tun hatten. Es ist nicht überliefert, wie die Badener den Wechsel ihrer Herrschaft empfanden, aber man kann davon ausgehen, dass sie mit der Bewältigung ihres Alltags genug zu tun hatten. Das Leben im 15. Jahrhundert war kein Honiglecken, der mittelalterliche Mensch lebte in einer äußerst unsicheren Lebenswelt. Huizinga beschreibt die Lebenswelt des späten Mittelalters deshalb in plastischen Worten:

„Das Volk kann sein eigenes Los und die Ereignisse jener Zeit nicht anders erfassen, denn als eine unaufhörliche Abfolge von Misswirtschaft und Aussaugung, Krieg und Räuberei, Teuerung, Not und Pestilenz. Die chronischen Formen, die der Krieg anzunehmen pflegte, die fortwährend Beunruhigung von Stadt und Land durch allerlei gefährliches Gesindel, die

ewigen Bedrohungen durch eine harte und unzuverlässige Gerichtsbarkeit ...hielten ein Gefühl zunehmender Unsicherheit wach ...“ (Huinziga, 1975, S. 33)

Im Großen und Ganzen konnten sie mit den bisherigen Herren zufrieden sein, da die Herrschaften an der Entwicklung ihres Besitzes interessiert waren und planvolle Entwicklung und Investition vorantrieben.

Wie sah das Baden des Jahres 1420 aus? Wer waren die Badener? Nun, der Ort selbst besaß einen dörflichen Charakter. Dominiert wurde er sicherlich von der Burg Baden mit seinen Mauern und dem Bergfried. Der Burg (an der Stelle der heutigen Pfarrschule) schloss sich die Meierei an (am heutigen Theaterplatz). Die bauliche Linie wurde durch den Herzogshof fortgesetzt. Getrennt durch eine Gasse (auf der rechten Seite der Pfarrgasse) reihten sich die Häuser und Höfe des Burgdorfes, die sich mit einer Mauer in die Befestigungswerke der Burg integrierten. Zwei Tore (ein Tor bei der Burg und ein Tor zu Beginn der Pfarrgasse) sicherten den Zugang. Diese Anlage diente der regionalen Bevölkerung als Fluchtort bei Bedrohungen.

Der Markt Baden gruppierte sich um den heutigen Hauptplatz an der Weggabelung Wassergasse, Frauengasse und Theresiengasse. In der unteren Wassergasse befand sich die „Freyung“, eine Ansiedlung und Marktplatz für die Jahrmärkte. An der Straße nach Wien wurde die Siedlungstätigkeit mit den Siedlungen Baumgarten (Helfersdorfer- und Strassergasse), die Neustift (Neustiftgasse von der Annagasse bis zur Palffyasse) voran getrieben. Eine weitere Siedlung gab es auf der Ried „niederhalb der Pfarrkirche (Antonsgasse). Von der Neustift führte der „Weg in den Wörth“, eine Siedlung entlang der heutigen oberen Wörthgasse. Auf der Höhe Wörthgasse 6 bis 8 konnte der Zugang zur Siedlung durch Schranken und Palisaden gesperrt werden. Das Zentrum der Wörth bildete der kleine Platz Wörthgasse 10, 8 und 6, wo sich auch der Brunnen der Siedlung befand. Alle diese Siedlungen kann man sich als Häuser-Rotten von nicht mehr als höchsten 20 Haushalten vorstellen (Maurer, 2006).

Der überwiegende Teil des Ortes und der vorgelagerten Siedlungen befand sich im Besitz der Herren von Baden. Als einzige nennenswerte örtliche „Macht“ etablierte sich das 1285 gestiftete Augustinerkloster. Ihre Besitzungen konzentrierten sich auf das Ortsgebiet von der Frauengasse/Grabengasse bis zur Breyerstraße (Mühlbach). Einige Häuser befanden sich im Besitz verschiedener Herrschaften außerhalb Badens. Als geistliche Macht präsentierte sich auch die Pfarre von Baden. Kirchenrechtlich gesehen bildete die Pfarre eine Filiale der Pfarre Traiskirchen (womit der Badener Pfarrer Vikar und kein Pfarrer war). 1312 wurde aber das Vikariat Baden dem Stift Melk unterstellt,

wodurch sich für die Pfarrgemeinde ein größerer Spielraum ergab. Formal blieben die Pfarrer bis in das 17. Jahrhundert Vikare, sie fühlten sich aber als Pfarrer und begannen auch früh, sich Pfarrer zu bezeichnen (Maurer, 1996, 59). Gewicht erhielt die Pfarrei durch das Faktum, das durch Stiftungen der Pfarrei Hausbesitz und Hausabgaben zukamen. Neben der Pfarre und dem Augustinerkloster konnte noch das Kloster Heiligenkreuz auf Hausbesitz in Baden (speziell in der Wörth) verweisen. Als nennenswerte lokale Machttträger sind noch die Techensteiner zu erwähnen, deren Badener Familienzweig immerhin 20 Häuser im Ort besaß.

Der Marktflecken Baden besaß im damaligen Niederösterreich nur eine bescheidene wirtschaftliche Bedeutung. Eine Markterhebung konnte bisher nicht nachgewiesen werden, doch gewährte Herzog Albrecht II 1341 dem Ort das Recht, einen Jahrmarkt (auf der Freyung) zu halten. Man kann daher davon ausgehen, das bereits zu dieser Zeit Wochenmärkte (am Hauptplatz) üblich waren. Diese Märkte dienten eher zur Versorgung der Region (dem heutigen Stadtgebiet mit Sooss und Pfaffstätten). Die Oberaufsicht über das Marktgeschehen oblag den Rittern von Puchheim als Herren von Rauhenstein (womit sie als Vögte neben den Habsburgern und der Kirche eine gewichtige Position im Ort besaßen). Ihnen flossen die Gebühren und Mauten aus dem Marktgeschäft zu. Die fehlende Markterhebung führte wohl dazu, das man den Ortsvorsteher von Baden nur „Richter“ nannte. Den Titel „Marktrichter“ wagte man nicht zu führen und einen „Dorfrichter“ wollte man nicht.

Die Badener zeigten sich als treue Untertanen ihrer Herrschaft und der Kirche. Von den Ausläufern der Häresiebewegungen im 14. Jahrhundert nach Baden und Umgebung wussten sie mit größter Wahrscheinlichkeit nichts mehr. So sollten sich noch 100 Jahre vorher die Sekte der Adamiten in der Nachbarschaft angesiedelt haben (1312 in der heutigen Jägerhausgasse). Auch könnte es Waldenser in Baden gegeben haben (Drescher 1986). Aber daran konnte sich niemand mehr erinnern.

Die Badener betrieben auch Viehwirtschaft, der tägliche Viehtrieb zu und von der Weide sollte bis in das 19. Jahrhundert ein vertrauter Teil des Tagesablaufs sein. Eine gewisse Bedeutung besaß auch die Fischwirtschaft (in mehreren Fischteichen und dem Mühlbach). Die Fischwirtschaft befand sich im herrschaftlichen Besitz (der Herrschaften von Baden und Rauhenstein, sowie dem Stift Melk und den Augustinerkloster) und war eine wichtige Einkommensquelle für die Herrschaften. Die örtliche Fischwirtschaft reichte jedenfalls zur Versorgung der regionalen Bevölkerung aus.

Bekannt wurde Baden aber durch seinen ausgedehnten Weinbau, der die eigentliche wirtschaftliche Grundlage bildete. Die Weingärten unterlagen einem

eigenen Recht, dem Bergrecht (das mehrheitlich von der Kartause Gaming ausgeübt wurde). Die Besitzer der Weingärten waren den Inhabern des Bergrechts verpflichtet, Abgaben in Geld und Wein zahlen (wobei sich die Badener eher säumig zeigten, da regelmäßig der Landesherr sie mahnte) „Verödete“ Weingärten mussten nach bestimmter Zeit wieder vergeben werden, sonst erloschen Rechtsansprüche. Der Weinbau sollte sich als essentiell für den Ort Baden herausstellen, denn Europa wurde im Spätmittelalter von einer Agrarkrise erfasst, die vor allem die Getreidebaugebiete treffen sollte. Der Weinbau sicherte auch einen krisenresistenten Exportmarkt, denn Wein blieb in der Zeit vom 14. Jahrhundert bis in das 17. Jahrhundert ein unverzichtbares Konsumgut der europäischen Gesellschaft. Der Verbrauch war in diesem Zeitalter hoch, zu keinem Zeitpunkt sank der Weinverbrauch in Europa unter einem Liter pro Kopf täglich, gewöhnlich betrug der Verbrauch zwei bis drei Liter täglich pro Kopf (Montanari, 1993, S. 145)

In Niederösterreich zeichnete sich seit der Mitte des 14. Jahrhunderts zu einer Trendumkehr der Siedlungsentwicklung. Allein im Wiener Becken verschwanden mehr als ein Drittel aller Ortschaften (Grund, 1901). Diese Wüstungen betrafen vorwiegend die Getreidebaugebiete, während in den Weinbaugebieten die Bevölkerung wuchs. Als Ursache sehen die Wirtschaftshistoriker den Einbruch im Getreidepreis, da die Getreideproduktion lokal ausgerichtet war und durch den Bevölkerungsrückgang seit der Pestkrise im 14. Jahrhundert die Nachfrage zurückging und die Lohnkosten stiegen. Der exportorientierte Weinbau profitierte hingegen, der Weinpreis stieg schneller als die Lohnkosten (Niederstätter, S. 19). Man begann sogar, ehemalige Getreideflächen in Weingärten umzuwandeln. In der Mikroregion von Baden zeigte sich jedenfalls ein stetiges Bevölkerungswachstum und eine solide Weinwirtschaft.

Sozialhistorisch gesehen entwickelte sich in Baden ein dichtes soziales Leben. Im späten 14. Jahrhundert formten sich Burschenschaften und Zechen (später Zünfte oder Innungen genannt) heraus, die der Wahrung der Standesinteressen und sozialen Aufgaben von einzelnen Berufsgruppen dienten (Maurer, 2006). Es existierten auch Zechen und Stiftungen (sogenannte Benefizien), die sich vorwiegend religiös-karitativ orientierten. Ihre Finanzierung erfolgte (für Baden typisch) über Weingartenbesitz oder Gülten (eine Art Grundsteuer von Weingartenbesitzern). Die älteste Zeche, die Sankt-Stefans-Zeche, wurde 1367 erstmals urkundlich erwähnt. 1406 besaß sie drei Weingärten, im Verlauf des Jahrhunderts erwarb sie durch Stiftungen erheblichen Grundbesitz.

Es existierte auch eine Elendszeche (Bettlerzunft), eine Fleischhackerzeche, eine Hauerzeche, weiters noch Zechen für Bäcker und Krämer. Zum Zeitpunkt

der Stadterhebung 1480 gab es 11 Bruderschaften und Zechen in Baden. Zu erwähnen wäre noch die Mühlenbranche, denn am Mühlbach wurden im 15. Jahrhundert acht Mühlen betrieben. Ein buntes soziales Leben, aber stellt sich die Frage, wie groß die Bevölkerung war, die ein solches Zunftleben entwickelte. Hier ist man auf Vermutungen angewiesen, denn erst 1527 gibt es Schätzungen über Bevölkerungszahlen (von genauen Daten abgesehen). Mehr als 700 Badener werden es wohl nicht gegeben haben (Vermutung beruhend auf die Zahl der Haushalte).

Es zeigt sich das Bild einer typischen lokalen Wirtschaft des ausgehenden Mittelalters: Landwirtschaft, Marktwesen und der lokal notwendige Bedarf an Handwerk. An überregionaler Bedeutung gewann Baden neben der Weinwirtschaft aber durch seine heilkräftige Quelle (damals nur eine), die vom Adel gerne genutzt wurde (das Wasser wurde von der Quelle im heutigen Kurpark in den Herzoghof geleitet und dort genutzt). Durch diese Quelle gewann Baden die Aufmerksamkeit des Herzogs. Ökonomisch gesehen bildete Baden eine gute Investition, da es einen jährlichen Ertrag von 500 bis 700 Pfund versprach, eine nicht unbeträchtliche Summe. Laut Maurer nicht der einzige Grund für den Kauf, es sprechen auch strategische Überlegungen für die Sicherung des Standortes in herzoglicher Hand. Aus seiner Sicht wollte Albrecht seine Position zwischen seiner Basis Wiener Neustadt und dem immer wieder widerspenstigen Wien festigen.

Die Voraussetzungen für dieses Vorhaben waren nicht schlecht. Mit großer Wahrscheinlichkeit befand sich der Ortskern bereits in landesfürstlichen Besitz (ausgenommen die Ostseite des Hauptplatzes und Renngasse – Marchetstraße, die sich im Besitz des Augustinerklosters befand, sowie 20 Häuser der Herrschaft Techenstein). Mit dem Erwerb der Herrschaft Baden gingen die Burg, der Herzoghof und die Siedlung nach Osten und Südosten in seinen Besitz über (abgesehen von einzelnen Streubesitz für die Pfarre und kleinere Herrschaften).

Für den Ort selbst hatte sich aber die historische Entwicklungslinie entscheidend neu orientiert: Mit diesem Akt wurde nicht nur der Prozess der Stadtwerdung eingeleitet, Baden verband sein künftiges Werden und Gedeihen für ein halbes Jahrtausend mit dem Schicksal des Hauses Habsburg.

2.2. Die Ungarnkriege

Albrecht IV trat tatsächlich das Erbe seines Schwiegervaters Sigismund an, konnte sich aber nicht lange an seinem Erbe erfreuen (er starb 1439). Sein Bruder Friedrich (der spätere Kaiser) übernahm die Herrschaft über die österreichischen Länder und fädelte die Krönung seines Neffen Ladislaus Postumus (als Kind) zum König von Ungarn ein (17. Mai 1440). Die Mehrheit des ungarischen Adels war nicht bereit, diese Krönung zu akzeptieren (Ungarn war Wahlkönigtum) und erhoben Janos (Johann) Hunyadi zum Regenten, der Friedrich im Kampf um die Krone herausforderte.

Dieser Konflikt sollte schon 1446 seinen ersten kriegerischen Ausbruch erleben, zu einem Zeitpunkt, wo Friedrich (noch als König) den unmündigen ungarischen König Ladislaus und verschiedene westungarische Städte in seiner Hand hielt und diese nicht herausgeben wollte. Janos Hunyadi (der Vater von Mathias) wollte, da kein Verhandlungserfolg erzielt wurde, diese Frage militärisch lösen und marschierte im Wiener Becken ein. Mit einem Schlag erreichte der dynastische Zwist Baden. Als habsburgischer Besitz bildete Baden für Janos ein bevorzugtes Angriffsziel, doch die Badener wussten sich zu helfen. Die Badener Chronik berichtet:

„1446, gegen Ende des Jahres, verwüstet der Statthalter von Ungarn Johann Hunyadi Niederösterreich von der Leitha und dem Semmering an bis Rodaun und an den Wienerberg, mit Ausnahme weniger Orte, die Brandschatzung bezahlten, wie Baden und Mödling.“ (Chronik, B.1, 47)

Die „Brandschatzung“ bildete im Mittelalter eine übliche Beutemaßnahme (eine Art Steuer), mit der sich Orte von Plünderung und Zerstörung loskaufen konnten. Die einzelnen Landsknechtshaufen beschäftigten eigene „Brandmeister“, die sich um die Eintreibung der Brandschatzungen kümmerten (Blau, 1882). Die Türkengefahr zwang Janos Hunyadi, einen Waffenstillstand 1447 mit Friedrich zu akzeptieren, die Janos zwar die Stadt Raab aber sonst nichts einbrachte.

Für Baden gab es nach diesem ersten Geschmack des Krieges, der glimpflich ausging, eine Ruhepause. Doch die Gefahr aus dem Osten sollte sich durch den Sohn Johanns noch schlimmer manifestieren.

Friedrich, als König der VI. genannt, fand an Baden rasch Gefallen. Bereits 1440 weilte er in Baden (mindestens von 6. bis 9. Oktober, nach Maurer, 2006). Im Kampf um Macht und Krone zwischen Friedrich, Ladislaus Posthumus und Albrecht VI geriet der Ort in den Mittelpunkt der Ereignisse. 1453 fand in Baden ein Landtag statt, der den Konflikt zwischen Friedrich und seinem

Mündel Ladislaus klären sollte. 1455 fand eine Gipfelkonferenz aller Streitparteien im Ort statt, die sogar zu einem Ergebnis führte.

Es ist kein Zufall, das Baden für die beiden „Meetings“ (im Neudeutsch) gewählt wurde. 1453 befand sich die Herrschaft Baden kurzzeitig im Besitz des Königs Ladislaus als Landesfürsten. (bis zu seinem Tod 1457). Die Wahl des Ortes erfolgte durch Ladislaus wohl aus wirtschaftlichen und taktischen Gründen. Einerseits lag Baden genau in der Mitte zwischen dem von Ladislaus und dem mit ihm sympathisierenden Landtag und Wiener Neustadt, das treu zu Friedrich hielt. Andererseits konnte Ladislaus zur Durchführung auf seine eigenen Ressourcen (die der Herrschaft Baden) zurückgreifen (man kann davon ausgehen, das die Badener nicht gefragt wurden). Der damalige Pfleger zeigte sich als loyaler Mann des Königs (Maurer, 1996, S. 33). Die hohen Herren fanden Unterkunft in der Burg und einigen Gebäuden, die niederen mussten sich mit einem Zeltlager begnügen. Diese diplomatischen Aktivitäten belasteten die örtliche Ökonomie (schließlich wurde für den Aufwand der Ertrag des Badener Besitzes heran gezogen).

Nachdem Friedrich sein Mündel 1457 beerbte, entschloss er sich zu Wirtschaftsförderungsmaßnahmen für Baden und verlieh 1459 dem Ort das Weinausschank-Privileg. Die Badener erhielten das Recht, die eigenen Weine frei zu verkaufen, fremde Weine durften nicht ausgeschenkt werden. Eine, für die landesfürstliche Kasse einträgliche Maßnahme, da es das Ungeld (eine Steuer auf Wein) steigerte.

Mit dem Tod von Ladislaus Postumus schien der Traum eines Habsburgers auf Ungarns Thron ausgeträumt zu sein. Noch mehr: Friedrich musste um die österreichischen Erblande mit seinen Bruder Albrecht ringen. Schlecht für Baden, da der kaiserliche Besitz der Herrschaft Baden den Kontrahenten ins Auge fiel. Zwischen 1461 und 1466 wurde die Region Baden von Raubzügen verschiedener marodierender Söldner und Räuberbanden erschüttert (1461 die „ungarischen Brüder“, 1463 der Räuberhauptmann Franz von Haag), die die Burg Baden und Rauhenneck eroberten und die Umgebung ausplünderten. Aus dem Grund begann man 1466 (nach der Beseitigung der Wegelagerer), den Ort mit einer Ringmauer und einem Wassergraben zu umgeben, doch sollten sie wenig Nutzen bringen.

1477 kam es zum offenen Krieg zwischen den nunmehrigen Kaiser Friedrich III und Matthias Corvinus. Matthias sammelte sein Heer bei Győr und marschiert mit 17.000 Mann (10.000 Fußsoldaten, 5.000 Mann leichte Reiterei und 2.000 Mann schwere Reiterei) ins Wiener Becken ein. Friedrich III kann aus Geldmangel nicht viel entgegensetzen, außer die wichtigsten Festungen in Verteidigungsbereitschaft zu setzen. Das Wiener Becken wird zum